

Erscheint jeden Donnerstag im Umfange von wenigstens 1 Bogen.

Abonnement mit Zustellung ins Haus:

Ganzjährig 6 fl. — kr.

Halbjährig 3 „ — „

Vierteljährig 1 „ 80 „

Für Rabbiner, Prediger, und Lehrer:

Ganzjährig 4 fl. — kr.

Halbjährig 2 1/2 „ — „

Vierteljährig 1 „ 20 „

Ungarisch-jüdische Wochenschrift.

Organ für Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von

Dr. M. Kayserling und Dr. S. Kohn.

Inserate und Annoncen aller Art:
die Zeitspille oder deren Raum 5 kr. excl.
Stempelgebühr.

Beiträge und Korrespondenzen zu adressiren an einen der Redakteur

Inserate, Geldsendungen und Reclamationen an die Administration:
Kunosp und Réthy
Pest, Wäagnerstraße Nr. 9.

Pränumerationen, Inserate, Rezensionsexemplare so wie Beiträge aller Art, namentlich aus dem Auslande, befördert die Buchhandlung der Gebrüder Rosenberg in Pest, Universitätsgasse Nr. 2.

Inhalt.

Leitartikel: „Die minorennen Kinder“. — Noch ein Wort „über das Verhalten des Juden dem Nichtjuden gegenüber“. — Briefe über Schule und Haus. I. — Lazarus Geiger. Eine biographische Skizze. — Zur Geschichte der Toleranzliteratur. —

Korrespondenzen und Nachrichten. Inland: Pest, Pest, Pest, Pest, Miskolcz, Maros-Vásárhely. Ausland: Bukarest.

Feuilleton: Der Schatten. Erzählung von Ed. Kullc. (Fortsetzung).
Inserat.

„Die minorennen Kinder.“

Um unsere Leser nicht lange im Unklaren darüber zu lassen, was obige Ueberschrift zu bedeuten habe, wollen wir ihnen nur gleich verrathen, daß damit — sie selber, oder genauer der ungarische Theil derselben gemeint sei. „Die minorennen Kinder das sind — die ungarischen Juden. Das Verdienst, dieses Schlagwort erfunden, und unseren vaterländischen Glaubensgenossen dieses neue Epitheton angeheftet zu haben, gebührt dem Parteiblatt unserer parlamentarischen Opposition, dem Organe des Herrn Sókai, dem „Hon“, in dessen Abendausgabe vom 2. d. M. wir dieser schmeichelhaften Bezeichnung begegnen. Die Juden figuriren in derselben Nummer allerdings gar noch als „Neugeborene“, wir halten uns aber absichtlich nicht an dies Wort. Es dürfte, wenn einmal aus dem Zusammenhange gerissen und als Stichwort gebraucht, ein wenig zu zweideutig sein. Man könnte dabei an so ganz kleine, liebe, unbeholfene, schmutzige Dingerchen denken, die man wickeln und aufspäpeln muß; aber auch an — Neosyten, was bekanntlich dem „Neugeborenen“ so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Das wäre aber Etwas, was unsere lieben Freunde, die Schomre-hadath, aufzugreifen kapabel wären, um daraus, als aus einer vox populi, zu demonstrieren, die ungarischen oder genauer die Fortschrittsjuden, auf die es „Hon“ auch eigentlich abgesehen hat, seien sammt und sonders vom Judenthume abgefallen. Wenn wir daher einmal schon Hebammendienste leisten, um ein geflügeltes Wort des „Hon“ aus dessen Spalten zu heben und in die Welt einzuführen; so mag es denn in Gottes Namen bei den „minorennen Kindern“ bleiben. Freilich können wir uns dabei einer gewissen Rührung nicht erwehren, wenn wir uns erinnern, „wie die Zeiten sich ändern und die Menschen mit ihnen“: wie einstens „Hon“ ganz anders von den lieben jüdischen Mitbürgern gesprochen, die damals noch keine „mino-

rennen Kinder,“ sondern zum mindesten ganz ausgewachsene Jungen, wenn nicht gar respectable Männer waren, die alle Freiheiten verdienten, denen man nicht Selbstständigkeit genug geben konnte. Dabei brauchen wir nicht weit zurückzugreifen, etwa gar bis zur Zeit der vorigen Landtagswahlen, wo „die minorennen Kinder“, wie männiglich bekannt, nicht nur durch ihre Stimmen und ihr vielleicht zu eifriges Korteskediren erkleckliche Dienste leisteten; sondern sogar mit gutem Erfolge als Staffage für ein von Dichterhand geschickt entworfenes Bild dienten, das bei gewissen Kandidatenreden seine Wirkung nicht verfehlte. Tompi passati, das sind längst vergangene Zeiten, die vielleicht bald wieder kommen werden. Noch in viel jüngerer Zeit hat „Hon“ diesen „minorennen Kindern“ ein Mündigkeitszeugniß in optima forma ausgestellt, für sie energisch das englischste Selbstgovernment in ihren eigenen Angelegenheiten gefordert, und in ihrem Namen und ihrem Interesse gegen jeden Zwang und jede Bevormundung protestirt. Es war das im vorigen Jahre als die Schomre-hadath gegen die Kongreßbeschlüsse beim Landtage petitionirten und den Deputirten Adressen und Telegramme an den Hals und Niesentorten als „Schlach-Mones“ schickten. Damals wollte man sich erkenntlich zeigen und dem Kultusministerium nebenbei was am Zeug flicken; drum waren die Juden damals vernünftige, selbstständige Männer, die man nicht von oben herab bevormunden, denen man in ihren eigenen Angelegenheiten Nichts, absolut Nichts wehren, die man nicht einmal verhindern darf, die Gemeynden zu ruiniren, Schulen aufzulassen und „Cheder“ an ihre Stelle zu errichten, wie seitdem geschehen.

Heute sind die alten Motive zwar noch immer geblieben, aber die Dinge liegen anders. Der jüngste, auch in diesen Vätern erwähnte Erlaß des Kultusministers überweist die jüdischen Volksschulen der unmittelbaren Leitung der jüdischen Schulbehörden und behält dem Staate nur das Oberaufsichtsrecht vor. Dieser Erlaß ist den Schomre-hadath ein Dorn im Auge, weil er die diesbezüglichen Bestimmungen des Kongresses sanktionirt. Diesen Herren will man sich nun wieder gefällig zeigen, denn in einigen Monaten stehen die neuen Deputirtenwahlen bevor, und man hat die Mührigkeit der Schomre-hadath eben so kennen und würdigen gelernt, wie die Indolenz der Fortschrittsparthei, die noch dazu ihr politisches Glaubensbekenntniß ohnehin nicht durch ihre konfessionellen Parteiinteressen beeinflussen läßt. Dazu ist die Gelegenheit für ein Oppo-

fiziionsblatt noch viel zu verlockend, als daß es dieselbe vorübergehen lassen sollte, ohne dem Kultusministerium Eins zu versehen, und da müssen denn die im vorigen Jahre noch so ausgewachsenen, und jeder konfessionellen Selbstständigkeit vollkommen würdigen Juden mit einemmale zu „minorennen Kindern“ zusammenschrumpfen, „die man nicht sich selber überlassen darf, die man vielmehr führen und erziehen muß.“ Alle anderen Konfessionen beanspruchen ebenfalls die unmittelbare Leitung ihrer konfessionellen Schulen, aber die Juden sind nicht reif dazu — sagt das griechische λ . im „Hon“.

Wir haben gar Nichts gegen die Frage, die Hr. λ . im „Hon“ aufwirft: wer diese jüdischen Organe seien und wann man ihnen wohl den nöthigen Gehorsam entgegenbringen werde, daß sie eine so große Aufgabe wie die Organisierung der jüdischen Volksschulleitung bewältigen sollten? Daß dies schwierig, sehr schwierig sein wird, geben wir zu. „Hon“ selber hat nicht wenig dazu beigetragen, die Autorität dieser Organe zu schwächen, die einem gesellschaftlichen und noch dazu parlamentarischen Vorgange ihr Entstehen verdanken. Aber gegen das Motiv müssen wir uns wenden, welches das griechische λ gegen den in Rede stehenden Erlaß des Kultusministers ins Treffen führt; die Unreise der ungarischen Juden können wir bei dieser Gelegenheit um so weniger ruhig hinnehmen, als wir wissen, woher der Wind bläst und wer eigentlich „um jeden Preis eine Rolle spielen möchte“; weil schweigen zustimmen hieße, wenn von offener jüdischer Seite die ungarischen Juden als ein unreifes Volk „minorennen Kinder“ denunziert und an den Pranger gestellt werden. (Schluß folgt.)

Noch ein Wort „über das Verhalten des Juden den Nichtjuden gegenüber.“

Diesem unsern Artikel in Nr. 22 d. Bl. fügen wir noch folgende höchst interessante Stelle aus Abraham Bibago's מִצְוֹת הַתּוֹרָה hinzu. Dieselbe wird von B. Beer in seiner Schrift: „Philosophie und philosophische Schriftsteller S. 83 mitgeteilt und lautet: „Selbst wenn der Inhalt eines Glaubens Irrthümer enthalte, z. B. die Verkörperung Gottes oder Trinitätslehre, wie im Christenthume, so müsse doch dessen Zweck anerkannt werden, den Menschen zur Glückseligkeit zu führen, Gotterkenntniß zu erzeugen und zu fördern und die Ueberzeugung vom Dasein eines ewigen Wesens, dem wir nachstreben sollen, ihm ähnlich zu werden, im Menschen zu befestigen“. Mit Recht sagt Beer: „Sprechen oder schreiben etwa Diejenigen, welche sich vorzugsweise „die Diener der Religion der Liebe“ nennen, heutzutage überall in demselben toleranten Sinne, wie zu jener Zeit ein von der christlichen Inquisition verfolgter Jude?“ Dr. Kohut.

Briefe über Schule und Haus. I.

Schule, und wieder Schule und noch einmal Schule! Das ist der ewige Refrain unserer stimmbegabten Gemeindevorsteher, in den Liedern und Stangen, die sie uns am grünen Tische vorsingen und vorleiern. Es wäre ja ganz in der Ordnung, und wäre überaus löblich und anerkennenswerth, so sie ihr gemeinnütziges Streben jenem schönen Zweige der Gemeindefiskonomie zuwandten, jener Pflanzstätte einer weltlich und konfessionell gebildeten Jugend. Aber — und das ist das Pudels Kern — so wie sich jeder, der jemals in Weizen und Gerste machte, nach kurzer Probezeit für befähigt und berufen wähnt, Pflügen und Landgüter in selbstständige Verwaltung zu übernehmen, und eben so für vollkommen berufen, dem lieben Herrgott zu diktiert, was er in jedem Jahre aus dem gemeinsamen Mutterchoß der Erde müsse hervorpressen lassen, — so fühlt sich jeder Gemeindefiskusbesitzer eo ipso für berufen, mit seinem Bollkabe das Feld auszumessen, auf dem der Unterricht der Jugend gedeihen — die Grenzen abzustechen, innerhalb deren die Vegetation zu erzwingen, und vor Allem die Fruchtgattung zu bestimmen, die darauf

ausschließlich kultiviert werden dürfe und müsse. — Daß „wir nicht Alle Alles vermögen“ — daß „Viele gerufen, und nur Wenige berufen sind“ — und wie sie noch ferner heißen mögen, die schönen Sentenzen, die ich aus dem Schiffbruche meines Römertbumes ans deutsche Ufer mir gerettet habe, davon wollen die Herren am grünen Tische einmal nichts wissen! Da ist jetzt in neuester Zeit ein Stichwort ausgegeben worden, das sich Talmud=Thora benamset. Ehre und Respekt vor dem gefeierten Namen! Aber wie man das Ding angreifen müsse? welche Vorbedingungen unerlässlich seien, um seinen Samen einzusenken ins Brachfeld des kindlichen Gemüthes und jugendlichen Verstandes? welche Hilfsmittel nöthig seien, den Wachsthum anzubahnen und zu fördern? welche Fruchtgattung endlich der Tragkraft dieses und jenes Bodens zuerkannt werden dürfe? Das sind Fragen, die jeder noch so Unberufene so recht kurzfristig behandelt und in letzter Instanz mit einer Infallibilität beantwortet und feststellt, die einen ehrlichen Juden umso mehr in Staunen versetzt, je mehr er sich dessen bewußt ist, daß wir allesammt — jung und alt, groß und klein, hoch und niedrig, Plebejer und Aristokraten, gleichmäßig „am Fuße des Berges“ standen, und mit „dem über die Berge hinaus“ weder ursprünglich etwas zu schaffen hatten, noch auch heute den ultramontanen Dogmen huldigen wollen und dürfen.

Talmud=Thora! Zum Nutzen und Frommen aller intelligenten Schulkommissionen, die auf der Höhe der Zeit stehend, Leben und Wissen, — ich meine natürlich auch jüdisches Wissen, da ich mir den ganzen Nutzen ohne jüdisches Wissen nicht denken kann, — also, wie gesagt, Leben und Wissen in richtigen Einklang zu bringen verstehen, will ich hier einige Definitionen zum Besten geben, was jene frommen Gemüther unter Talmud=Thora verstehen, wenn auch ihre Auseinandersetzungen im Punkte der Präzision nicht eben auf den Titel der Definition Anspruch machen können. Talmud=Thora heißt vor Allem eine Augendo=Lizitation der Unterrichtsstunden innerhalb der Hauptschule von 32 auf 40, meinetwegen auf 48 Stunden wöchentlich, und darüber hinaus, ins Endlose. Denn, motiviren sie, unsere Väter haben ohne den dummen Ballast der Elementar- und Realgegenstände dem spezifisch-jüdischen allein und ausschließlich so viel Zeit — richtiger: so viel Spielraum — gewidmet, und den Epigonaten will das moderne Schulsystem die Summe von 8—12 Unterrichtsstunden wöchentlich oktroyiren? Der Pijut, wie ihn weiland Kalir der Langathmige geschrieen, ist doch unbestreitbar der beste und sicherste Probestein der Lesefähigkeit eines jüdischen Knaben? Steht das? Können unsere Knaben, und kämen sie aus der 6. Klasse, den Pijut in jenem Prestissimo sagen, das allein schon, an und für sich den Stempel rechtgläubiger Gesinnung Jedermann ausdrückt? Wo bleibt dann der und jener und der dritte Kommentator? Und was will Mendelssohn's und Hartwig Wessely's Bibelklärung ohne Mishna und Gemara? Und überhaupt wozu die langweilige Stufenleiter grammatisch=rechtlicher Fortbildung, wenn unsere Alvordern und selbst noch unsere Väter ohne diesen propedeutischen Befehl sich in den Ocean des Talmud stürzten, und als echte Naturschwimmer sich nicht nur auf der Oberfläche zu erhalten, sondern mit voller Sicherheit sich in die Tiefen desselben zu versenken mußten? Und was nahmen sie nicht alles ins Leben mit hinaus! Zehren sie nicht noch heute an dem riesigen Mundvorrathe, und leiden selbst nicht Hunger, und speisen nöthigenfalls noch andere Brodbedürftige? Was werden unsere Knaben ins praktische Leben, ins Geschäft, ins Comp=toir, in die Dekonomie mithinübernehmen? Wir zahlten ja gerne Übergewicht für den schweren Transport, wenn sie nur Mehrfracht mitzuführen hätten! Aber haben sie diese, mit ihrem reduzierten Pentateuch?

Lazarus Geiger.

(Eine biographische Skizze. *)

In Lazarus Geiger hat unsere Zeit einen ihrer gelehrtesten Sprachforscher verloren, und verdient es dieser in der Blüthe seiner Jahre dahingeraffte Mann, daß auch in diesen Blättern durch eine biographische Skizze ihm ein Denkmal der Erinnerung gesetzt werde.

Er wurde zu Frankfurt a. M. den 21. Mai 1829 geboren. Sein

*) Nach Beschler, Laz. Geiger. Sein Leben und Denken. (Frankfurt 1871.)

Vater, R. Salomon Geiger, ist ein Privatgelehrter, der sein ganzes Leben dem Studium des Talmud gewidmet, und jüngst ein größeres liturgisches Werk *דברי קהלות* veröffentlicht hat. Schon als siebenjähriger Knabe hatte Lazarus eine Ahnung von seiner künftigen Lebensaufgabe. Er rief einst plötzlich auf der Straße seiner Mutter zu: „Ich will einmal alle Sprachen lernen!“ Und als sie ihn vertröstete: „Nun ja, du wirst wohl einige lernen“, bestand das Kind darauf: „Mein alle, alle“. Bis zum vierzehnten Jahre besuchte er die damals berühmte kath. Selectenschule, die er als einer der besten Schüler verließ. Nun sollte über seinen Beruf entschieden werden. Lazar wünschte sehnlichst zu studiren; allein die damals noch mehr als heute in Deutschland bestehende Ausichtslosigkeit für Studirende jüdischen Glaubens schreckte die Eltern ab, und sie bestimmten ihn zum Kaufmannsstande. Verzweifelt wehrte sich der Knabe dagegen: „Wenn ich durchaus Kaufmann werden soll“, rief er endlich aus „so will ich wenigstens Buchhändler werden“. Was ihm ein Trost schien, wurde gerade zum Stachel. Bald schrieb er von Mainz, wo er in die Lehre trat, nach Hause: „Denkt euch, welche Qual, ich lebe unter lauter Büchern, und darf sie nicht lesen“. Er verschlang deren freilich einige, aber er opferte seine Nächte, und sein wackerer Prinzipal legte sich schließlich selbst ins Mittel, und bürgte den Eltern dafür, daß, wenn sie den Knaben studiren ließen, einst ein hervorragender Gelehrter aus ihm werden würde. Sene gaben nach, und ließen ihren Sohn das Gymnasium in Frankfurt besuchen. Nach zwei Jahren hatte er die Genugthuung, bei der jährlichen Schulfeier eine eigene Abhandlung vortragen zu dürfen. Er wählte aus Pietät gegen die Geschichte seines Volkes „Johb“ als Thema, und trug vor der Elite des gebildeten Publikums seiner Vaterstadt einen glänzenden Erfolg davon.

Lazar Geiger besuchte die Universitäten Bonn, Heidelberg, Marburg, setzte dann seine Studien selbstständig in Frankfurt fort, und übernahm im Jahre 1861 eine Stelle als Lehrer der deutschen Sprache, mathematischen Geographie und des Hebräischen an der dortigen israel. Real- und Volksschule, die er bis zu seinem Tode mit großer Treue und Auszeichnung bekleidete.

Geiger war der Erste, der es theils in einzelnen Abhandlungen, theils in seinem epochemachenden Werke: „Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft“ (Stuttgart 1868) unternommen, eine Geschichte der Begriffe, der Bedeutungen zu schreiben; er löste die schwierige Frage nach dem Ursprunge der Sprache von logischen und metaphysischen Problemen ab, und beantwortete sie in rein geschichtlichem Sinne. Die Sprache ist für ihn ein Naturprodukt, wie nur irgend eines der lebendigen Meisterwerke der körperlichen Welt. Sie ist ihm ein Organismus, und nicht nur hat er diesen Organismus bis in seine feinsten Theile zergliedert und beobachtet, sondern auch die Gesetze entdeckt, nach welcher sich jener entwickelte.

„Die Sprache ist Entwicklung, nicht Entartung; sie beginnt nicht mit Reichthum, Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit, sondern mit dem geringfügigsten, unscheinbarsten Weisß. Ihr gebührt unter allen menschlichen Geistesvermögen geschichtlich der erste Rang; sie ist die Quelle der Vernunft. Aus, an und in ihr hat sich die Vernunft selbst nach den allenthalben im Universum herrschenden Gesetzen der Causalität langsam und naturgemäß entwickelt. Sie selbst aber, die Sprache, ist nicht dem Ohre, dem Schalle, sondern dem Auge und dem Lichte entsprungen. Nicht das brüllende Thier war es, das, Benennung fordernd, dem Menschen der Urzeit gegenüber trat, sondern die Welt offenbarte sich mit ihrem Reichthum an Gestalten und Farben der allmählig zur Erfassung ihrer Schönheit heranreifenden Seele. War der Blitz des Himmels, war

die aufbrechend sich erschließende Knospe für das Ohr der jugendlichen Menschheit Explosion? Nein, nicht von brüllenden Ungethümen aufzufangen, nicht von den Schrecknissen einer in Schmetterlauten das Herz bestürmenden Natur erzwungen, entsprang jene hohe, seelenvolle Schöpfung, der Stolz des Weltalls. In ihrem Leben und Wachsen ist heiliger Friede; in stillem, geheimem Werden steigt der Saft bildend zu frischen Augen empor, mit jeder neuen Knospe entfaltet ein Gedanke sein wunderbares Dasein“.

Der Mann, der sich emporgeschwungen auf die Höhen einer weltumfassenden Wissenschaft, pflegte und liebte sie um ihrer selbst willen; von ihr selbst erwartete er den schönsten Lohn. Nie hat er um Ehrentitel und Auszeichnungen gebuhlt — den Dokortitel hat er grundsätzlich verschmäht. Er war Mensch in der vollen Bedeutung des Wortes und liebte die Menschen. Wenn Schüler zu ihm kamen, mit Stößen von Heften, die sie ihm zur Korrektur brachten, so ließ es sich Geiger trotz mannigfachen Einspruches nicht nehmen, Hauskleid und Pantoffeln gegen Rock und Stiefel zu vertauschen und die Kinder gastlich zu bewirtheten. „Es sind meine Gäste,“ sagte er zu denen, die solche Rücksichten für überflüssig hielten, „so gut als erwachsene Leute.“ Erinnert dies nicht an Buffon, der seine berühmten Werke im Hofkleid schrieb, weil er dem Publikum, das seine Bücher lese, dieselbe Rücksicht schulde, als dem Hofe — und der vielleicht diesem Grundsatze seinen eleganten Styl verdankte.

Geiger war kein Anachoret. Wenn er oft wochenlang bis zum Morgengrauen die Nächte durchgearbeitet hatte, so daß, wie ein Freund schön bemerkt, daß einsame Licht des Denkers im Zimmer droben wie eine ewige Lampe brannte, so konnte er auch wieder mit Freunden eine Nacht durchschwärmen, aber ohne das schöne Maß der Schönheit und der Sitte zu verletzen. Es war eben die volle freie Hingebung an die selige Lust des Augenblicks. Geiger war ein großer Dialektiker, aber ohne Sophistik. Er hatte großen persönlichen Muth, physischen und moralischen. Nie drängte er sich vor oder auf, er verband mit dem vollem Selbstgefühl des freien denkenden Mannes die schönste Bescheidenheit. Er haßte alles Niedrige, Gemeine, Falsche und Zweideutige. Darum wurde er auch von jener Clique gehaßt und verfolgt, die mit Prinzipien schwachert und Geschäftchen macht, und mit jedem Ausdruck wahrer Pietät ihren freivolten Spott treibt. Diese Clique hat consequent dazu beigetragen, ihn zu ignoriren oder, wenn man ihn nicht todtzuschweigen konnte, ihm den Erfolg zu verkümmern.

Für seine außerordentliche Herzengüte zeugt der Zug, daß er wenige Monate vor seinem Tode, als seine Brust schon schwer arbeitete, mehrere Wochen hindurch täglich oft mehrere Male die steilsten Treppen erklimm, um in seinem Dachstübchen seinen jungen Schreiber zu besuchen, der schwer krank darniederlag.

Nährend war seine Kindesliesliebe, die Pietät gegen das gemeinsame Band, welches sein Volk durch Jahrtausende umschlang, im Sande der Wüste, unter den Cedren des Libanon, an den Wasserflüssen Babylons, in dem blutgetränkten Amphitheater Roms, beim Fußschlag der Hunnen, auf dem Scheiterhaufen des Mittelalters, bis hinein in das feuchte dumpfe Ghetto und das unsichtbare Ghetto des Vorurtheils und der staatlichen Zurücksetzung, welche das Blut fordert, aber die gleichen Rechte verweigert; die Pietät gegen das Gesetz erfüllte seine Seele, und so hielt er fest an dem was seine Väter geübt, was seines Volkes Erbtheil war — mit Treue und Selbstverläugnung, aber ohne Ostentation und kleinliche Pedanterie.

Ein herrliches Zeugniß dieser Pietät sind die Terzinen welche er dichtete bei dem Fall der alten Synagoge im Jahr 1854, wo er u. a. ausruft:

„Es weinten Greise und es weinten Knaben,
Es weinten selber auch mit tiefem Dröhnen
Die Mauern, die die Töne wiedergaben.
D wollt nicht meine Schwäche, Menschen, höhnen:
Dieß war ein Weinen, o dieß war ein Weinen,
Erschütternd für das Ohr von Menschenöhnen.“

Geiger starb an einem unheilbaren Herzleiden den 29. August 1870. Eine unabsehbare Menge gab ihm das letzte Geleite. Der achtzigjährige Vater sprach eine erschütternde Todtenklage über den Sohn. Hunderte von Männern, welche das Leben gestählt hat, schluchzten laut, als die Freunde die Nägel in den Sarg schlugen, und der greise Vater mit zitternder Hand den Spaten hob, um die letzte Scholle ins Grab zu werfen.

Zur Geschichte der Toleranzliteratur.

Es ist eine eigenthümliche Freude, die derjenige Literaturforscher, welcher zu dem Studium der Geisteserzeugnisse vergangener Zeiten nicht nur die Liebe für das nächste Object seiner Untersuchung, sondern auch eine umfassende, innige Liebe zur Menschheit mitbringt, wenn aus Tagen blinder Selbstsucht, aus Zeiten in welchen religiöse Unduldsamkeit das Licht verdunkelte, das eben für die Gesellschaft aufzuleuchten begonnen, Töne warmer Menschenliebe an ihn herandrängen, die ihm als in noch nicht ferner Zeit erklingen dünken, obwohl ihn gar manches Jahrzehend von jenen Tagen trennt, in welchen jene liebliche Stimme in die Dessenlichkeit drang. Wollte Jemand heutigen Tages für religiöse Verfolgung plaidiren, so müßte er seine Person in das dunkle Kleid tausendfältiger Anonymität hüllen, wenn er es scheute seinen Mitmenschen als Bürger von Zeiten, die längst verschwunden, zu erscheinen. Ganz anders war es vor zwei Jahrhunderten! Die Propheten der Lieblosigkeit waren es, denen der Triumphschrei der Menge für alle Fälle sicher war. Die Scheiterhaufen und Richtplätze umjubelte das Volk gerne mit lautem Hosianna. Die Altäre der Liebe und Duldsamkeit durften nur im finsternen Hintergrunde ihr edles Feuer lodern lassen. Auch die Priester der Toleranz konnte zumeist nur der Schleier der Anonymität und des Pseudonyms vor allen möglichen Verdächtigungen schützen. Zwei kleine Erzeugnisse edler menschenfreundlicher Geister aus Holland, welche, weil sie im 17. Jahrhunderte unbeschränkte Toleranz predigten, uns ihren Namen vorenthalten mußten, will ich unseren Lesern vorführen. Das eine, in lateinischer Sprache geschrieben, führt den Titel: *Epistola de tolerantia ad Clarissimum virum F. A. R. P. T. O. L. A. scripta a „P. A. P. O. J. L. A.“ Goudao 1689; das andere: „Abrogé de la doctrine de la toleranco civile“. Rotterdam 1691. Wenn man in jener Zeit, in welcher diese Tractate das Licht der Welt erblickten, von Toleranz sprach, so hatte man zumeist die verschiedenen christlichen Bekenntnisse und ihr Verhältniß zur herrschenden Staatsreligion im Auge. Soll der Staat, dessen Oberhaupt und dessen Bevölkerungsmajorität diese oder jene Religionsform bekennt, die Befenner anderer Konfessionen innerhalb der christlichen Religion selbst, als Bürger dulden oder nicht? Seltener konnten sich die streitenden Parteien zu jener Frage erheben, ob Befenner anderer Systeme wohl auch öffentliche Staatsämter bekleiden durften oder nicht? denn als eine gar große Begünstigung mochte es gelten, unbehellig sein Bürgerrecht behaupten zu können. Von Juden konnte wohl damals wenig die Rede sein, und von der Art und Weise, wie sie als Bewohner geduldet wurden, weiß ja unsere Geschichte zu erzählen. In den beiden Bücheln, von denen ich sprach, aber namentlich in dem ersteren, wird auch auf eine unbeschränkte Gleichberechtigung der Juden hingewiesen. Wenn ich sage, daß an dem Verf.*

dieses lat. Tractates gar kein Vorurtheil seiner Zeitgenossen klebt, und daß er über die Toleranz fast ganz ebenso spricht, wie etwa heute ein freigeinnter Gottesgelehrte über dieselbe spräche, so habe ich dasselbe genügend charakterisirt und mich der Pflicht, etwas weitläufiger zu sein, enthoben. Ich will nur einige Passus hervorheben: „S. 85. Seditiosi homicidae, sicarii, latrones, rapaces, adulteri, injusti, conviciatores, ex quaecunq; demum ecclesia sive aulica sive non, castigentur, reprimanturque. Quorum vero doctrina pacifica, quorum mores casti et inculpati eodem sint cum reliquis civibus loco“. Weiter: „Imo si, quod vorum est et quod hominem erga homines decet aperte loqui liceat, ne Ethnicus quidem, vel Mahomedanus vel Judaeus religionis causa a republica arcendus“. S. 87.: „An ethnicum apud te mercaturam exercere permittes, Deum veri precari vel coleri prohibebis? Judaeis habitatio et tecta privata conceduntur Synagoga cur nogatur?“ S. 69.: „Si quis Pontificius credat id corpus Christi reveri esse quod alius panem vocaret, nullam injuriam facit vicino. Si Judaeus non credat novum testamentum, esse verbum Dei, nulla mutat jura civilia: Si ethnicus de utroque dubitat testamento non igitur puriendus tamquam inprobus civis“ u. a. m. Das andere in französischer Sprache geschriebene Bücheln ist in demselben Geiste gehalten, es richtet sich direct an eine Synode, und hat wahrscheinlich, wie auch ersteres, einen Theologen zum Verfasser. Was ich daraus hervorheben möchte, ist seine Auffassung der alttestamentlichen Gesetze, aus denen man gewöhnlich bewiesen hat, daß A. T. sei eine Sammlung unduldsamer liebloser Vorschriften. (p. 17 ff.) „Wenn, sagt der Verfasser, das A. T. die härtesten Strafen über Diejenigen verhängt, welche Gözendienst üben, und schonungslose Behandlung gegen Diejenigen vorschreibt, welche andere dazu verleiten, so steht dies auf derselben Linie, als wenn in unseren Gesetzen Hochverrath und Abfall von der Landesobrigkeit nicht milder geahndet wird; denn der biblischen Gesellschaft war Gott König, das Unterlassen seiner Aebetung ein crimen laesae majestatis“. S. 18 führt er auch eine rabbinische Erklärung an. (Deut. 17, 10.) „Les Juifs remarquent qu' il est dit pour faire ce que dirait le sacrificeur, parce que l'on ne punissait pas l'opinion, mais seulement les actions qui troublaient la société“. S. 20.: „Et quoique les Pharisiens aient quelquesfois gouverné l'état ils ne se font jamais prévalu des hérésies des Saducions pour les exterminer“. Wir sehen, daß der Verf. die Toleranz der Pharisäer besonders hervorhebt. S. 21.: „Voilà donc sous la loi des exemples certaines et de religions idolâtres, tolérés pas des rois pieux . . . et de fausses opinions supportés dans les Saducions, à quoi l'on peut joindre, la diversité des sentimens des deux écoles de Hillel et de Scammai“.

Es weht in beiden Tractaten der Geist einer ganz vorurtheilslosen Duldsamkeit, und nur ungerne lege ich mir die Selbstbeschränkung auf, aus derselben nicht mehr zu exspiriren. Wir dürfen allerdings nicht vergessen, daß diese Geisteserzeugnisse auf holländischem Boden wuchsen, in einem Lande, welches, lange Zeit selbst Opfer des fürchterlichsten Fanatismus, es frühzeitig genug erlernte, religiöse Duldsamkeit zu üben, und der Geist der Duldsamkeit und die absolute Gleichberechtigung jeder Konfession ist es, was denjenigen, der etwa aus preussischen Landen nach Holland kömmt, so wohlthätig berührt. Es herrschte hier durch lange Zeit eine fast ununterbrochene Continuität freisinniger und freiheitlicher Praxis, so daß es dem Eingebornen gar nicht einfiel, daß es auch anders sein könnte.

Und was speziell die jüdischen Bewohner der Niederlande anbetrifft, so treffen wir sie als Beamte in den höchsten Staatsbüros. (nicht selten in Ministerfaucilles) als angefehene Räte und Vorstände ihrer Mitbürger in großen und kleinen Städten, als Professoren auf akademischen Lehrkanzeln. Die Universität Leyden hatte im vorigen Jahre den Vorsteher der dortigen jüdischen Gemeinde zum rector magnificus; außer ihm (Prof. Soel Emanuel Goutsmidt, der vor zwei Jahren in einer beredten Schrift die Bürgerrechte der Juden gegen einen Finsterling vertheidigte) wirkt noch Prof. Polano als einer der angesehensten Hochlehrer an der Universität. Die Hochschule in Amsterdam zählt Juden unter ihren Professoren, in Groningen wirkt auf einem medizinischen Lehrstuhle der Sohn des verstorbenen Rabbinats-Assessors zu Berlin.*) Und wenn Sie glauben, daß der Bildungsgrad der Juden hier zu Lande ein vielleicht höherer ist als der der preussischen Juden, so würden Sie irren.

Es hat sich bei dem niedrigen Bildungsgrade der holländischen Juden nirgends das Bedürfnis nach regelmäßigem Gottesdienste geäußert, und in Gemeinden wie Amsterdam und der Haag suchen sie vergebens nach einem anderen Gottesdienste als einem solchen, wo Gott durch Gepolter und Gelärm verherrlicht wird. Aber diese Gemeindegewaltungen werden durch den Staat subventionirt, die Rabbiner geradezu durch den Staat besoldet; eine jüdische Theologenschule mit reichen Mitteln wird seit langer Zeit vom Staate erhalten,*) und nichts giebt es, wodurch der Jude noch daran erinnert werden könnte, daß es seine Glaubens- und Stammesgenossen sind, die im Süden gemartert, und im hochgelehrten Preußen moralisch gemordet (?) werden.

G—r.

Korrespondenzen und Nachrichten.

S u l a n d.

☉ **West**, 2. Juni. Der hiesige „isr. Handwerks- und Ackerbau-Verein“ setzt seine segensreiche Thätigkeit rüstig und in immer größerem Maßstabe fort. Dem jüngst ausgegebenen Ausweise für 1870 entnehmen wir, daß in diesem Jahre von den Böglingen des Vereines zu Gesellen freigesprochen wurden: 2 Bäcker, 2 Drechsler, 3 Goldarbeiter, 3 Kürschner, 1 Maschinist, 1 Schlosser, 4 Spengler, 4 Tapezierer und 2 Tischler. Die Zahl der unter Obhut des Vereines befindlichen Böglinge hat um 58 zugenommen; unter ihnen sind gegenwärtig 11 Ackerbauzöglinge. Der Vermögensstand des Vereines betrug am Ende des Verwaltungsjahres 26,016 fl. 29 kr.; der „unverzinsliche Darlehensfond“ desselben 4902 fl. 72 kr. Wir wünschen dem Vereine und dem wackeren leitenden Ausschusse desselben von ganzem Herzen den besten Erfolg und die wohlverdiente, thatkräftige Theilnahme aller edlen Menschenfreunde.

β. **West**, am 6. Juni (Korr.) Gestern feierte der Cassier der hiesigen Gemeinde Herr M. Singer sein 25jähriges Amtsjubiläum. Der Gemeinde-Vorstand benützte diese Gelegenheit, dem biederpflichttreuen Beamten in einem Dankschreiben die wohlverdiente Anerkennung zu zollen, und ihm eine ansehnliche Summe mit dem Bemerken zu überreichen, dieselbe zu einer Badereise zu verwenden. Abends versammelten sich die höheren Beamten der Gemeinde in dem von der Chevra-Kadisha bereitwilligst überlassenen, festlich erleuchteten Saale zu einem, dem Jubilar zu Ehren veranstalteten Banket. Herr Gemeinde-Sekretär S. Barun richtete an den Jubilar eine warme Ansprache, in der er die langjährige gewissenhafte Amtsthätigkeit desselben, seinen biedern und leutseligen Cha-

*) Merwürdigerweise ist die Frequenz jüdischer Jünglinge an den Universitäten in Holland minder zahlreich als in anderen Ländern.

**) Diese jüdische „Theologenschule“ hat unseres Wissens nach nie ein Lebenszeichen von sich gegeben.

rakter und dessen Belietheit bei Vorstand und Amts-Kollegen hervorhob, und ihm im Namen der Letztern einen kostbaren silbernen Pokal überreichte. Tief gerührt erwiderte Herr Singer in wenigen aber herzlichen Worten. Das heitere Festmahl, an dem auch der Gemeindevorsteher Hr. Ignaz Hirsch sich betheiligte, wurde durch sinnreiche Toaste gewürzt. Tags darauf veranstalteten auch die subalternen Beamten ein solennes Festmahl zu Ehren des Jubilars. Mögen dem wackern Manne noch recht viele Jahre rüstiger und freudiger Amtsthätigkeit beschieden sein.

☉ **West**, 9. Juni. (Korr.). Den 7. und 8. d. M. fand eine öffentliche Prüfung der hiesigen Talmud-Thora in den Lokalitäten derselben statt. Am ersteren Tage wurde in sämtlichen 3 Klassen der Anstalt aus Bibel und Grammatik geprüft, u. z. in der 1. Klasse: Pentateuch, Sojua, Richter (Hr. Lustig), in der 2. Kl. Psalmen, Pentateuch mit Raschi, Pirke-Aboth (Hr. Goldberg), in der 3. Kl. Daniel (Dr. Kohn) und Targum mit aramäischer Grammatik (Direkt. Deutsch). Der Vormittag des folgenden Tages war, mit Ausnahme der Prüfung der 3. Klasse aus der jüdischen Geschichte und Literatur (Dr. Kayserling) ganz den talmudischen Studien gewidmet; u. z. wurde die 1. Klasse aus Mischnajoth (Hr. Lustig) geprüft, die 2. Kl. aus Mass. Maakoth (Hr. Goldberg), die 3. Kl. aus Mass. Ehulin (Rabb.-Assessor Brill) und Mass. Baba-Mezia (Direkt. Deutsch). Den Schülern der 3. Klasse wurde von den anwesenden Prüfungsgästen eine Talmudstelle bezeichnet, für welche sie sich, währenddem die ersten 2 Klassen geprüft wurden, präpariren sollten, um so ihre Fertigkeit im selbstständigen Auffassen des Talmuds zu bekunden. Die jungen Leute entledigten sich dieser Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit, und die Prüfung brachte auf die anwesenden, zumeist fachkundigen Gäste den besten Eindruck hervor; sie lieferte den Gönnern und Förderern der Talmud-Thora den sprechendsten Beweis, daß diese Anstalt den an sie gestellten Anforderungen vollkommen entspricht und alles leistet, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich ist. Am Schlusse der Prüfung wurden an die Schüler der 3. Kl. mehrere Stipendien zu 2 und 1 Dukaten, an jene der 2. und 1. Kl. Exemplare von Cassel's „hebr.-deutsch. Wörterbuch“ vertheilt.

—r. **West**, den 11. Juni. (Korr.). Der erste und älteste isr. Kranken- und Unterstützungs-Verein „Fortschritt“ beging gestern sein 25jähriges Jubiläum und gleichzeitig die Einweihung einer neuen Thora-Molle, wobei Hr. Dr. Kayserling die Festrede hielt. Am Abend desselben Tages fand ein Festmahl sämtlicher Vereinsmitglieder statt.

West, den 14. Juni. So eben geht uns in einem Schreiben aus England die betrübende Nachricht zu, daß der Sohn des durch seine Leistungen auf dem Gebiete der jüdischen Literatur bekannten Hrn. Senior Sachs, des Bibliothekars der Familie Günsbourg in Paris, der bei der Kommune als Beamter angestellt war, sich unter den Gefangenen und wahrscheinlich auch schon unter den Todten befindet.

U. **Miskolcz**, den 11. Juni. (Korr.) Die traurigen Wirren innerhalb unserer Gemeinde haben selbst unter den gegenwärtig so bewegten ungarisch-jüdischen Verhältnissen eine gewisse Berühmtheit erlangt. Die Gerichte aller Instanzen, die jüdische und nichtjüdische Presse, haben schon mehr als genug mit ihnen zu thun gehabt. Daß sich unsere Schomrehadath-Leute separirt und eine eigene Gemeinde gebildet haben, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Sie haben nun jüngst an unsern Oberrabbiner Fischmann, einen, ob seiner Gelehrsamkeit und strengen Frömmigkeit selbst in orthodoxen Kreisen hochgeachteten, ehrwürdigen Greis, Vater des bekannten Darschans der Preßburger Gemeinde und des Rabbiners von Keskemet, ein Schreiben gerichtet, das ich, nach Weglassung der unverständlichen Einleitung, zu Nutz und Frommen der Leser hier wiedergebe.

In zwei dogmatisch verschiedenen Gemeinden kann ein und derselbe Rabbiner die Seelsorge nicht führen, sowie dies auch bei zwei verschiedenen christlichen Konfessionen undenkbar ist.

Demnach können und müssen Ew. Ehrwürden im letzteren Falle sich nur für die eine oder die andere dieser zwei Gemeinden entscheiden, und nur derjenigen Gemeinde allein, bei welcher Ew. Ehrwürden ausschließlich verbleiben, kann die Pflicht auferlegt werden, Ihrer Amtswirksamkeit zu unterliegen, und Ihre Besoldung zu tragen.

Wollen daher Ew. Ehrwürden innerhalb 8 Tagen von heute uns Ihren diesbezüglichen Beschluß bekannt zu geben belieben.

Wir geben Ew. Ehrwürden die Versicherung, daß, wenn Sie Ihren Eintritt in unsere Gemeinde, mit der offenen Erklärung: daß Sie sich von jener Gemeinde lossagen, uns schriftlich notifiziren, wir Sie mit offenen Armen aufnehmen, und mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln dahin streben werden, Ihnen nach allen Richtungen Ihre Lebensstage, welche der allmächtige Weltenherr sodann bis an das äußerst menschliche Lebensziel ausdehnen möge, zu verschönern, und es wird unsere heiligste Aufgabe sein, Ihnen jene Gemütsruhe zu schaffen, welche nur eine befriedigte Lebensstellung gewähren kann.

Wir können aber unmöglich Ihrer Amtswirksamkeit unterliegen und eben so wenig an Ihrer Besoldung participiren, wenn Ew. Ehrwürden auch einer uns religiös-fremden Gemeinde vorstehen wollten.

Genehmigen Ew. Ehrwürden die Versicherung der ausgezeichnetesten Hochachtung, womit wir verharren

Miskolcz, aus der am 4. Mai 1871 abgehaltenen Berathung der Repräsentanz der isr. Orthodoxen-Gemeinde.

Leopold Winter n i s
Notär.

Moriz Friedmann
Präses

Der Hr. Oberrabbiner, dem so die Pistole auf die Brust gesetzt ward, ließ den ihm gestellten kurzen Termin verstreichen, ohne zu antworten, worauf er von den Herren Schomre-hadath das befolgende, höchst bezeichnende Schriftstück erhielt, in dem die Herren, die den greisen Rabbiner „mit offenen Armen aufnehmen“ und ihm seine Lebensstage „nach allen Richtungen verschönern“ wollten, in einer ganz andern Tonart sprechen.

Er. Ehrw. Herrn Moses Fischmann, Oberrabbiner, hier.

Die gefertigte Vorstebung sieht sich veranlaßt, im Anschlusse an das unter dem 4. l. Mts. 3. 5, an Sie gerichtete, ebenso ehrfurchtsvolle, als auf die stichhaltigsten und lautersten Motive gestützte Schreiben, zufolge eines, in der heutigen Generalversammlung dieser Gemeinde einhellig gefaßten Protokollbeschlusses, Ihnen hiermit zu eröffnen: daß Ihre Amtswirksamkeit in unserer Gemeinde, und alle Ihre mit derselben verbunden gewesenen Rechte und Genüsse vom heutigen Tage ab unwiderruflich aufhören und definitiv erlöschen.

Es war nur die jedem Menschen innewohnende Pietät gegen das Alter, welche uns bestimmen konnte, die große Schuld, welche Sie an den bis herigen Leiden unserer Gemeinde, mit unseren Segnern mittragen und auch die noch erschwerende Thatsache zu vergessen, daß Sie unser, mit Hilfe des Allmächtigen nunmehr gebrochenes Joch schmiedeten und zu vielen uns wiederfahrenen Unbilden hilfsreiche Hand boten; dieß alles hätten wir aus der oben angeedeuteten Rücksicht vergessen und Sie in unsere Mitte liebevoll aufnehmen können, — jedoch nur als ausschließlich uns angehörenden Rabbiner; allein auf Kosten unserer religiösen Ueberzeugung können und dürfen wir diese Rücksicht nicht üben, dieß wäre nicht nur ein falsch angewandter, sondern — weil gegen die Religion verstoßend — ein straflicher und Gott lästender Uelmuth; wir können und dürfen mit unseren Antipoden im Glauben, einen und denselben Rabbiner zum Seelsorger nicht haben; dieß streitet gegen die Religion, gegen die Vernunft und gegen das positive Recht, welches in den bezüglich der Theilung dieser dogmatisch verschiedenen Gemeinden, vom hohen Reichstage und von der hohen Regierung getroffenen Entschließungen klar ausgesprochen erscheint.

Miskolcz, aus der am 14. Mai 1871 abgehaltenen Generalversammlung der israel. Orthodoxen-Gemeinde.

Leopold Winter n i s
Notär.

Moriz Friedmann
Präses.

So weit geht die Rücksichtslosigkeit und Vermeßtheit dieser Leute, zu deren Charakterisirung Ihnen die stadtbekannt Thatsache genügen möge, daß ihr Anführer und Hauptagitator früher — englischer Kunstreiter gewesen. Und solche Individuen wagen es, einem greisen, frommen Rabbiner Kapuzinaden zu halten und mit dem heiligen Worte „Religion“ zu flunkern. Hr. Oberrabb. Fischmann hat als einzige Antwort auf diese Invektiven, diese beiden an ihn gerichteten Briefe der Schomre-hadath abdrucken lassen, so wie sein Antwortschreiben auf dieselben. Das würdig gehaltene, von religiösem Ernste getragene Schriftstück lautet:

Öblicher Vorstand der isr. Orthod.-Gemeinde in Miskolcz.

Ihre beiden Schreiben vom 4. und 14. Mai haben mich mit solch tiefem Schmerz erfüllt, daß es mir unmöglich ward mit jener Gemütsruhe zu antworten, wie solche mir, meinem Stande und meinem Alter würdig ist, und überlasse ich es jedem Unbefangenen zu urtheilen, ob der in Ihrem Schreiben vom 4. Mai gesetzte Termin von acht Tagen hiezu angemessen, gerecht und human war.

Diese Ruhe zu gewinnen, entschloß ich mich die Stätte der Partheizerküstung für einige Zeit zu meiden, um die erforderliche Ruhe zu gewinnen im Kreise meiner geliebten Kinder, und ich glaube die gewünschte Ruhe nunmehr einigermaßen gefunden zu haben.

Wie ich bisher dem Streite der Partheien ferne zu bleiben suchte und mich stets von meinem Gewissen, zuvörderst aber von הנה"ך leiten ließ, so beharre ich auch jetzt auf demselben Standpunkte. Mein Beruf in der hiesigen jüdischen Gemeinde war bisher religiösen Frogen ו"י צ"י י"ן zu entscheiden, die religiösen Anstalten מנה"כ ו"י צ"י zu überwachen und Funktionen ג"ש ו"י ו"י רב"ו zu vollziehen. Nun sehe ich nicht ein, warum ich die fernere Ausübung dieser Funktionen den Mitgliedern meiner Gemeinde, wenn diese auch in zwei Gemeinden sich getheilt, verweigern dürfte. Ueber die Thatsache der Trennung enthalte ich mich jeglicher Aeußerung, um so mehr, als dieß Sache Ihres Bewußtseins ist; allein, welchen Grund hätte ich jetzt nach mehr als 35jährigem Wirken in der Gesamtgemeinde, mich von der einen, der nun getrennten Gemeinde loszusagen und ihr die meinerseits der gesammten Gemeinde vertragsmäßig pflichtschuldige, nach wie vor zu übende Amtswirksamkeit zu versagen? Keinen andern, als wie Sie mir droheten, mich widerigensfalls nicht als Rabbiner Ihrer Gemeinde anzuerkennen, und wie in Ihrem Schreiben behauptet wird, die Ihrige zahlreicher ist als die andere. — Wäre dies aber auch ein moralischer Grund zu einem solchen Schritte? wäre es recht, billig, gewissenhaft und eines Rabbiners in meinem Alter zumal würdig, derart zu handeln? — Dies ist mein Standpunkt und die Ueberzeugung meines Gewissens bezüglich der Hauptsache, d. h. meiner rabbinischen Funktionen und Wirksamkeit.

Bezüglich der von der hiesigen Gesamtgemeinde vor 35 Jahren für ewige Zeiten eingegangener Pflichten mir gegenüber, so begreife ich wieder nicht, wie, wenn die Gemeinde sich in zwei oder noch mehrere Gemeinden theilt, eine derselben sich nunmehr in rechtlicher Weise dieser Pflichten entledigt erachten kann? Allein in dieser Beziehung bin ich Partei ו"י אדם רואה הו"ב לעצמו; aber auch Sie sind hier mit Ihrer der meinigen entgegengesetzten Ansicht Partei, und darum muß ich mit aller Entschiedenheit Ihnen das Recht absprechen, einseitig und eigenmächtig meine wohlverworbenen Rechte durch einen Machtsspruch zu nullifiziren, also Richter und Partei zugleich zu sein. Nein! eine jüdische Gemeinde basirt auf ו"י צ"י, und da ist der Weg vorgeschrieben, wie man bei ähnlichen Fällen vorzugehen habe. Bis dieser Weg nicht eingeschlagen wird, erkenne ich jede Verletzung meiner Rechte als widerrechtliche Willkür und Auflehnung gegen הנה"ך.

Auf die Refriminationen in Ihrem zweiten Schreiben will ich nicht eingehen, da ich ja überhaupt mit Ihnen nicht streiten will, und der Zweck

dieser Antwort kein anderer ist, als meinen Standpunkt in dieser Angelegenheit klar zu stellen.

Ich kann und darf die Hoffnung nicht aufgeben, daß Sie der Erwägung Raum geben werden, ob es gerecht und wohlgethan ist, einen Mann im Greisenalter hinein zu reißen in den heftigsten Parteistreit, ja ich erwarte mit Zuversicht **עלך לא יעשה עולה**.

Schließlich erlaube ich dringend, verschonen Sie mich und mein Alter mit etwaigen Angriffen und weiteren Anfechtungen, die Niemandem nützen und nur aufreizen. Lassen Sie mich den Lebensrest, den der Allgütige **שמך** mir noch gönnt, unbehelligt **ולעבורה** widmen und ruhig verleben.

Altosen, 23. Mai 5631.

Moses Fischmann,
Derrabbiner.

< **Maros-Básárhely**, 7. Juni. (Korr.) Unser allgemein verehrter Rabbiner Hr. Dr. Samuel Marcus, wurde in diesen Tagen vom hiesigen Stadtmagistrate unter die Zahl der Stadtschulräthe aufgenommen und zum Schulrath ernannt. Verdient dieses Faktum als Zeichen der humanen und toleranten Gesinnung Seitens unserer Stadtbehörden alle Anerkennung, so müssen wir auch Folgendes registriren. Im October d. J. wird nach dem Beschlusse des Stadtschulrathes eine höhere Simultan-Bürgerische errichtet. Zu diesem Zwecke hat Herr Sigmund Richtigzeit, Mitglied unserer Fortschrittsgemeinde und des Stadtschulrathes, der Stadt ein Geschenk von 200 fl. überwiesen; wahrlich eine humane und hochherzige That, welche der Nachahmung und des Lobes würdig ist.

Ausland.

— i — **Bukarest**, den 9. Juni. (Korr.) Zu hoch waren die Erwartungen, welche die Juden Rumäniens an die Ernennung Peizotto's zum amerikanischen Konsul gestellt, als daß sie nicht bald einer gewissen Enttäuschung hätten weichen müssen. Wie gewöhnlich in solchen Fällen, erwartet man schnelle Resultate, verlangt man, daß so ein jüdischer Diplomat immer und bei jeder Gelegenheit intervenire und den Bitten und Wünschen eines jeden Einzelnen gerecht werde. Geschieht das nicht, so bemächtigt sich der in ihren Hoffnungen Getäuschten eine Mißstimmung, die sich alsbald in lautem Tadel Luft macht. Wenn daher das Echo Danubien schon jetzt den Stab über Hrn. Peizotto bricht, weil er den in ihren Rechten beeinträchtigten Mehrgern in Nothwehr nicht sofort hilfreiche Hand bot, und aus dem allerdings sehr betrübenden Verbot des ritualen Schlachtens in Verlad nicht gleich einen Casus belli machte; wenn dasselbe Blatt ihm vorwirft, daß er, der geborene Amerikaner, ohne vollkommene Kenntniß der französischen und rumänischen Sprache diesen Posten übernommen, ja so weit geht, ihm die Befoldung vorzuwerfen die er von Amerika bezieht, so ist das, gelinde gesagt, unbillig, ja ungerecht. Man darf nie vergessen, daß Peizotto zum amerikanischen Konsul in Rumänien ernannt ist, freilich mit der weitem Aussicht, auch zugleich für seine bedrängten Glaubensgenossen thätig zu sein, und zur Verbesserung ihrer Lage nach Kräften beizutragen. Daß Herr Peizotto, der ein warmfühlendes Herz für seine Brüder im Glauben hat, auch dieser seiner Aufgabe gerecht wird, beweist die Thatsache, daß er jüngst die Moldau bereist, um die Lage der dortigen Juden aus Autopsie kennen zu lernen, und geht unzweideutig aus einem gestrigen Telegramme hervor, das dahin lautet: „Bei der hiesigen jüdischen Bevölkerung zirkulirt eine Monstre-Petition an Fürst Karl von Rumänien des Inhalts zur Unterschrift, daß ihnen die vollen Indigenats-Rechte gewährt werden sollen. Einige Bojaren sagten die Befürwortung derselben in der Kammer zu. Der

Konsul der Vereinigten Staaten will bei m Fürsten zu Gunsten der Petitionirenden persönlich interveniren“.

Also kein voreiliges Aburtheilen über Männer, die dem Judenthume zur Ehre gereichen und in voller Würdigung ihrer Stellung zu den besten Hoffnungen berechtigten.

Fexilleton.

Der Schatten.

Erzählung von
Eduard Kulke.
(Fortsetzung.)

Diese Erzählung erbeiterte die ganze Gesellschaft. Selbst der Randar vergaß seinen Aergcr und lachte, daß er sich den Bauch halten mußte. Raphael aber ward von derselben äußerst unangenehm betroffen, und merkwürdig genug! gerade die natürliche Auslösung, welche die Furcht der Frau Beleh als eine eingebilcte erscheinen ließ, und die daher am geeignetsten hätte sein sollen, ihn ein wenig zur Besinnung über sich selbst zu bringen, machte auf ihn die umgekehrte Wirkung; er lebte bereits so sehr in seiner Phantasiwelt, und so abgezogen von der ihn umgebenden Wirklichkeit, daß er der Meinung war, dieses Weib habe in jener Nacht wirklich den Todeengel vor sich gesehen und dieser gewann nun für ihn die Gestalt, welche ihm Sawrielle Stuffer in seinem Spas erfonnen hatte.

Am andern Morgen „Ihre Hag“ (der Tag nach den Feiertagen) sollte der Randar mit seiner Tochter wieder aufs Dorf hinausfahren. Nach dem Frühstück stopfte der Randar sich eine Pfeife, zündete sie an und sagte zu dem Vater des Bräutigams: „Nechuten!“ komm' da ein bißel hinein in die andere Stube, ich hab' dir etwas zu sagen! —

Die beiden Männer gingen in die anstoßende Stube.

— Sag' mir Neb Simche! — begann hier der Randar — was ist dem Jungen über die Leber gekrochen? meint er etwa, er thut mir einen Gefallen, daß er so gut ist, mein' Golde zu nehmen? ist das ein Schnitt' von einem Bräutigam? das hab' ich auch in mein Leben noch nicht gesehen! ich bin doch auch einmal ein Jung gewesen! Oder hast du es mit dein Weib, wie du ein Bräutigam warst, auch so gemacht? ist das vielleicht eine neue Mode in der Gemeinde? Dann muß ich dir sagen, ich bin und bleib ein Dorfmoß und will von euren neuen Moden nichts wissen. Wenn er sie nicht will, so kann er ja das Maul aufmachen, und kann es grad heraus sagen, mein Golde wird gottlob ein' andern kriegen. Ich hab keine Sorge darüber; zu pfeifen brauch ich uur, hab ich hundert für einen! Wer mein' Golde-Leben kriegen soll, muß sie nehmen mit Freude und nicht mit Traurigkeit. Das überleg' dir, das ist es, was ich dir hab' sagen wollen. Deinen Jungen aber kannst du sagen, er ist ein Todtenkopf! —

Während der Randar in dieser Weise dem Vater des Bräutigams seine Meinung sagte, bemühte Golde einen Augenblick, da die Mutter hinausgegangen, zu einer Unterredung mit Raphael.

— Fohl! — sagte sie und schaute ihn an — Fohl! wir sind ja die ganzen drei Tage noch keine Minute allein gewesen!

— Nein — wiederholte er — wir sind noch nicht allein gewesen!

— Fohl — fuhr sie fort — dir liegt etwas auf dem Herzen!

— Ja — wiederholte er — mir liegt etwas auf dem Herzen!

— Was ist es?

— Traurigkeit!

- Wie, Traurigkeit ?
- Eine große Traurigkeit !
- Und warum ?
- Das kann ich dir nicht sagen.
- Hast du mich nicht gern ?
- Mehr als mein Leben !
- Bin ich nicht deine Braut ?
- So lange ich lebe, bis zur letzten Minute.
- Was ? fragte die Braut lächelnd — bis hundert Jahr wollen wir doch nicht im Brautstand bleiben !
- Nein !
- Also sag mir, was dir ist ?

Anstatt jeder weitem Antwort warf er sich heftig ergriffen an ihre Brust, und ihre Lippen schmolzen in einem Feuerkusse zusammen. Es war eine schöne Gruppe, ein herrliches Bild, die beiden jugendlichen Gestalten in so inniger Umarmung zu erblicken. Die Mutter, die aus der Küche, und die beiden Väter, die eben aus der andern Stube zurückkehrten, genoßen es einen Augenblick.

— Setz fangt der Todtenkopf an aufzuthauen ! — ließ der Mandar sich etwas barsch vernehmen.

Raphael, von dem entsetzlichen Klang dieses unheimlichen Wortes getroffen, ließ seine Braut los, und sank fast ohnmächtig nieder.

Es war ein trauriger Abschied. Kein entschiedener Bruch und doch eine weite Kluft. Alle Verhältnisse in schönster Ordnung und doch dabei ein unentwirrbares Räthsel.

Der Mandar und seine Tochter fuhrn nach Hause. Sie sprachen nicht viel miteinander. Sie machten sich im Stillen allerlei Gedanken. Raphael aber sagte zu seiner Mutter mit herzerschütternder Behmuth : Wer hat es ihm denn verrathen, daß ich ein Todtenkopf bin ?

* * *

Für Raphael begann jetzt erst die Zeit der strengen Prüfungen. — Raphael konnte sich auf keine bestimmte Stunde vorbereiten ; jeden Augenblick mußte er befürchten von seinem Schicksal erfaßt zu werden. War die Stimmung seiner Seele selbst während der vorausgegangenen geräuschvollen Tage, die seinen Geist abzulenken und zu zerstreuen genugsam Veranlassung boten, nicht von ihm gewichen, so konnte er sich derselben jetzt mit um so größerer Hartnäckigkeit überlassen und seinen trüben Gedanken nachhängen. Wenn er den Tag über wachend geträumt hatte, so ging er Abend zu Bette, um den Traum wachend und schlafend fortzusetzen. Er lebte nicht mehr in dieser Welt, aus der er im Laufe des Jahres zu scheiden die gewisse Voraussicht hatte. Stück für Stück derselben trennte er sie von seinem Leben ab. Was die andern Menschen erfreute, war für ihn keine Freude mehr, und es betrübte ihn nicht, was ihnen Betrübniß zu verursachen pflegt. Gegen Sorgen in geschäftlichen Dingen, gegen Vergnügen irdischer Natur, gegen Gelderwerb und alle die hundertlei Angelegenheiten, um welche man die Menschen rennen und jagen und sich abmühen sieht, war er gleichgiltig — er wandelte unter den Menschen umher, als ob er vom Monde heruntergefallen wäre — ein Wesen aus einer andern Welt, von Jedermann beurtheilt, verstanden von Niemand.

Denn so sind die Menschen. Mit ihrem Urtheil sind sie allezeit gleich fertig ; besonders wenn es sich um einen Menschen handelt, und doch ist ja nichts tiefer zu ergründen als ein Menschenherz. Was wußten sie mit aller ihrer Weisheit von Raphael ! Die Mutter, sie allein verstand

ihn, ihr allein war sein Thun kein Geheimnißvolles, und es ist schwer zu entscheiden, wer von Beiden den größern Schmerz ertrug, die Mutter oder der Sohn !

Die Mutter hatte sich eine Lebensart angewöhnt, die man früher von ihr nie gehört hatte. Jeden Abend, wenn sie zu Bette ging und Raphael „gute Nacht“ sagte, fügte sie mit einem dankbaren Blick gen Oben die Worte hinzu : gelobt ist Gott ! wieder ein Tag vorbei.

Ihr Mann, dem dies auffallend war, fragte sie : Was thust du die Zeit so wegwünschen ? — sie gab keine Antwort, und der Mann gewöhnte sich daran ; allmählig gewöhnt man sich an alles und so hörte er jeden Abend aus dem Munde seiner Frau die unverständlichen Worte : Gelobt ist Gott ! wieder ein Tag vorbei ! Dem Sohne allein waren sie verständlich ; er erkannte darin den ungeheuchelten Ausdruck der innigsten Mutterliebe. Dieser Frau war jeder entschwundene Tag ein großer Gewinn ; denn in Wahrheit hatte sie sich in ihrer natürlichen Einfalt darauf gefaßt gemacht, dreihundertsechzig Tage lang die gräßliche Todesangst mit ihrem Sohne auszustehen, nicht aber ohne jene Hoffnung im Busen zu nähren, welche stärker ist als selbst die Gefahr. So sah sie mit jedem schwindenden Tage einen Theil ihrer Hoffnung sich erfüllen, und dies erfüllte sie mit Trost und belebte und stärkte ihre Zuversicht.

Aber man weiß ja, daß eine und dieselbe Ursache in ihren Wirkungen gar verschieden sein kann ; es ist deshalb gar nicht zu verwundern, wenn derselbe Umstand, der der Mutter lindernden Balsam auf die verwundete Seele goß, das Gemüth des Sohnes nur mit größerer Unruhe und tieferem Schauder erfüllte. Ihr war jeder schwindende Tag ein Trost, ihm eine neue Quelle der Angst ; sie sah die Gefahr sich verringern, er sah sie sich vergrößern ; er verstand zwar nichts von Mathematik, also auch nichts von der Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung ; aber soviel brachte er auch ohne solche Kenntniß heraus, daß je mehr der Tage schwinden, desto drohender müsse ihm jeder der noch folgenden erscheinen ; da er die Hoffnung der Mutter nicht theilte, sondern seinen Tod im Laufe des Jahres als eine unumstößliche Gewißheit ansah, war seine Logik eine ganz richtige, der Mathematiker würde dafür den Ausdruck gebrauchen, die Wahrscheinlichkeit seines Todes ist eine Funktion, welche nach einem bestimmten Gesetze mit den schwindenden Tagen wächst und sich stets der Einheit nähert, welche sie am letzten Tage des Jahres erreicht, d. h. am letzten Tage ist der Tod gewiß.

(Fortsetzung folgt.)

INSERAT.

Konkurs.

An der Nyirbátorer isr. Elementarschule ist mit Beginn des nächsten Schuljahres die

Oberlehrerstelle

zu besetzen.

Bewerber wollen ihre dokumentirten Gesuche über Befähigung, Alter, Kenntniß der ungarischen, hebräischen und deutschen Sprache, bis längstens 1. August d. J. an den gefertigten Schulvorstand einsenden.

Nyirbátor, 8. Juni 1871.

37—3—1

Sigmund Ausländer.